

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis monatlich 50 Pf., Einzelnummer 15 Pf.
 Postscheckkonto der Hauptkasse des DMV, Berlin Nr. 138262
 Postscheckkonto der Verlagsgesellschaft des DMV, Berlin Nr. 121218

Verantwortlicher Schriftleiter Fritz Kummer, Berlin
 Schriftleitung und Versandstelle Berlin SW68, Alte Jakobstraße 148
 Fernsprecher A7 Dönhoff 6750-6753

Erscheint wöchentlich am Sonnabend
 Schriftsätze ohne Freiumschlag werden nicht zurückerstattet
 Eingetragen in der Reichspostzeitungliste

Zum Verbandstag in Dortmund Willkommen!

Von Otto Schmidt / Bevollmächtigter der Dortmunder Verwaltung des DMV

Zur 20. ordentlichen Verbandstagung treten am 22. August 1932 die Delegierten des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes in Dortmund zusammen. Das ist das erste Mal, daß im rheinisch-westfälischen Industriegebiet ein Verbandstag des DMV, der größten Gewerkschaft, stattfindet. Unsere Hütten-, Walzwerks- und Metallarbeiter begrüßen seine Teilnehmer mit aufrichtiger Freude, hoffen sie doch, daß die Verbandskollegen durch Schauen und Erleben sich ein eigenes Urteil bilden über diesen Bezirk. Das Ruhrgebiet ist das Schulbeispiel einer riesigen industriellen Entwicklung. Von Düsseldorf bis Hamm, drei Regierungsbezirke zweier Provinzen eine einzige Stadt! Hier wurde ungeheurer Reichtum erworben. Hier wurde bei schwerer Fron die längste Arbeitszeit verfahren. Hier steht die Wiege seiner Industriemagnaten, deren Gesinnung sich in dem Worte ausdrückt: „Herr im eigenen Hause!“

Die moderne Arbeiterbewegung Dortmunds geht zurück auf die 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts, die gewerkschaftliche ist etwas jüngeren Datums. Wohl bestanden für einzelne Berufe Fachvereine, die sich aber nur mit Fragen der gegenseitigen Unterstützung, des Wohnungswesens, höchstens noch mit Rechtsfragen beschäftigten. Dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein gehörten 1872 83 Metallarbeiter an, die sich in den 1880er Jahren zu einem Fachverein zusammenfanden. 1887 taten dasselbe die Kupferschmiede und die Huf- und Wagenschmiede, während sich die Klempner schon früher eine Vereinigung geschaffen hatten.

Noch im Gründungsjahr des Verbandes, 1891, wurde die Verwaltung Dortmund von 60 Kollegen geschaffen. Der erste Bevollmächtigte wurde Heinrich Gärtner, der heute noch Mitglied in Dortmund ist. 1893 traten die Klempnergehilfen zum DMV über. Um die Klempner-Fahne, die 1869 von den Töchtern des Meisters den Gehilfen gestiftet wurde, entwickelte sich ein langer gerichtlicher Streit, der zugunsten der Gehilfen entschieden wurde. 1894 trat der Fachverein der Schmiede zum Verband über, allerdings ging 1900 ein Teil zum neugegründeten Schmiede-Verband.

An dieser Stelle sei an Kollegen dankbar erinnert, die mit allen Kräften am Aufbau der Verwaltung Dortmund gearbeitet haben, an die Kollegen Spiegel und Walbrecht, König und Schlicke, den Bruder unseres früheren Verbandsvorsitzenden. Das Arbeiten der Organisation war mühselig und undankbar. Die Seele der Organisation bildeten zugereiste Handwerksgehilfen; Einheimische und Ungelernte kamen und gingen. 1904 zählte Dortmund 940 Mitglieder, so daß ein Geschäftsführer gewählt werden konnte.

Außerordentlich erschwert wurde die gewerkschaftliche Arbeit durch ungeheuren Mitgliederwechsel. Im Jahre 1905 betrug die Mitgliederzahl in Dortmund etwa 1000, 1910 etwa 1600, und in diesen fünf Jahren sind in Dortmund 5784 abgereist. Bei Kriegsbeginn zählte die Verwaltung Dortmund 1996 Mitglieder. Zur Verwaltung gehörten damals außer Dortmund die Orte Hörde, Aplerbeck, Schwerte, Westhofen, Unna, Selm-Beifang, Lünen, Langschede, Münster, Barop, Castrop, Waltrop, Kirchhörde usw. Langschede ist 1918 an Fröndenberg angegliedert, Münster und Hörde sind selbstständig geworden. 852 Mitglieder sind im Weltkrieg gefallen, darunter so viele, deren Hoffen und Sinnen der friedliche Sozialismus war.

War die Entwicklung der Organisation in der Vorkriegszeit unzureichend und stockend, so war beim Kriegsende die Aufwärtsbewegung stürmisch, allzu stürmisch. Es erfolgten in Dortmund

1919	21 667	Aufnahmen und	18 349	Austritte
1920	11 653	"	9 325	"
1921	8 537	"	7 947	"
1922	8 312	"	11 023	"
1923	5 291	"	5 323	"
1924	262	"	5 378	"

Insgesamt 55 722 Aufnahmen und 57 345 Austritte

Am Schlusse des vierten Quartals 1918 rechneten wir ab 12 165 Mitglieder, wobei im Jahre 1919 allerdings zu beachten ist, daß in der Summe der Ausgetretenen sich 6100 Mitglieder befanden, die der neu gebildeten Verwaltungsstelle Hörde zugeteilt, und die 118 Mitglieder, die nach Fröndenberg abgegeben wurden. Nichtsdestoweniger reden obige Zahlen eine beredte Sprache. In der Vorkriegszeit ein ungeheurer Druck und keine Anerkennung der Organisation, dann während des Krieges die Drohung mit dem Schützengraben! Ab 1919 wurde der individuelle Arbeitsvertrag abgelöst durch den kollektiven. An Stelle des einzelnen trat die Organisation. Sie hat im Industriegebiet ihre Aufgabe glänzend gelöst,

Wir regelten in Dortmund die Löhne der gelernten, angehenden und der ungelerten Leute sowie der Frauen und Lehrlinge. In den Werken der Dortmunder Metallindustrie war kein Arbeiter ohne Lohn und Arbeitsrecht, in jedem größeren Betrieb der Schutz des Betriebsrats oder der Organisation. 25 vH Zuschlag für Überstunden, 50 vH für Sonntagsarbeit, 100 vH für die ersten Feiertage. Der Stundenlohn der Angelernten betrug 96 vH vom Verdienst der Facharbeiter, der Ungelernte erhielt 92 vH der gleichen Gruppe. Den gewerkschaftlich unerfahrenen Zungenschlägern war das alles nichts. Sie schrien nach dem Einheitslohn, und im Schreien danach zertrümmerten sie die bis dahin einige Arbeiterschaft und bereiteten den Boden für die Syndikalisten, die zeitweise auf der Dortmunder „Union“ stärker waren als wir, und die „Union der Hand- und Kopfarbeiter“, die einstmals beim Stahlwerk Hoesch dominierte. Von beiden sind nur noch kümmerliche Reste geblieben. Der DMV ist geblieben.

In neuerer Zeit versucht ein anderes Zwittergebilde, die „Revolutionäre Gewerkschaftsopposition“, die Arbeiterschaft zu spalten und zu schwächen. Zu ihr haben sich letztbin die Betriebszellen der Nazis gesellt, die gleichfalls ihr Möglichstes tun, die Sache der Hüttenherren zu fördern. So wenig wie die RGO, haben die Nazis Seide auf ihre Spule zu bringen vermocht. Die Ergebnisse der Betriebsratswahlen bestätigen das zur Genüge.

Was ist nicht alles im letzten Jahrzehnt auf die Hüttenarbeiterschaft eingestürzt! Der Krieg, die Ruhrbesetzung, die Inflation. Zermürbt von der politisch-wirtschaftlichen Wirrnis, beschimpft von den Kommunisten und ihren Helfershelfern, mußten die Hüttenarbeiter als die erste Berufsgruppe den Raub des Achtstundentages ertragen. Und sie waren auch die ersten Opfer der großen Lohnabbauwelle, die mit dem berühmten Oeynhausener Schiedsspruch anhub. Den Widerstand der Gewerkschaften im Jahre 1928 beantworteten die Unternehmer mit der Aussperrung. Nicht überall fand die Beendigung dieser Aussperrung ungeteilte Zustimmung. Allein, die organisierten Hüttenarbeiter sind die alten geblieben.

Heute rast das Gespenst der Arbeitslosigkeit außergewöhnlich stark über das Industriegebiet. Einst gehörten zur Dortmunder Verwaltung an 42 000 Metallarbeiter, aus diesen waren bis 1928 28 500 geworden, und diese sind nun auf 14 000 zusammengeschrumpft. Davon mehr als die Hälfte Kurzarbeiter, kein Betrieb mehr vollbeschäftigt.

Trotz Kapp-Putsch, Ruhrkrieg und Inflation, trotz Raub des Achtstundentages, des Lohnabbaus und der furchtbarsten Arbeitslosigkeit steht bei uns das Banner des DMV und seine Mannschaft unerschüttert, ist das Vertrauen der Dortmunder Kollegenschaft zu ihrer Organisation fester als je, ist die gesamte Mitgliedschaft mit ganzer Seele bei ihrem Verbandstag; und sie entbietet ihm Herz und Hand zum Gruß. Sie heißt ihn herzlich willkommen. Sie wünscht ihm ein brüderliches Glück auf!

Dortmund im Wandel der Zeiten

Von Bürgermeister Paul Hirsch

Kaum eine deutsche Stadt hat im Laufe der Jahrhunderte so viele Wandlungen durchgemacht wie die ehemalige freie Reichs- und Hansestadt Dortmund, die urkundlich zum ersten Male im Jahre 899 als „Trutmania“ hervortritt. Auf eine Zeit beispielloser Blüte, hervorgerufen durch einen erfolgreichen Außenhandel seiner hansischen Kaufleute, deren Meerfahrten sich bis London, Ypern, Brügge, Antwerpen, Riga, Dorpat, Kowno und Nowgorod erstreckten und deren Einfluß am englischen Hofe so bedeutend war, daß König Eduard III. ihnen zweimal, im Jahre 1343 und im Jahre 1345, die englische Krone verpfändete, folgt gegen Ende des 14. Jahrhunderts der finanzielle Niedergang.

Der Reichtum Dortmunds hatte die Nachbarstädte zu wiederholten Angriffen und Belagerungen gereizt, Dortmund behauptete zwar seine Reichsfreiheit, aber mit seinem Reichtum war es vorbei. Noch mehr hatte Dortmund unter den Folgen des 30jährigen Krieges zu leiden, der neben dem wirtschaftlichen auch das geistige Leben der Stadt zerstörte. Im Jahre 1802 büßte Dortmund, damals nur noch ein kleines Ackerstädtchen mit rund 4000 Einwohnern, seine Reichsstandschaft ein. Es wurde nacheinander dem nassau-oranischen Staat, dem französischen Großherzogtum Berg und dem napoleonischen Königreich Holland einverleibt, bis es 1813/15 mit der Provinz Westfalen an Preußen kam.

Heute zählt Dortmund, die Hauptstadt Westfalens, 530 000 Einwohner und ist damit unter den deutschen Städten an die zehnte Stelle gerückt. An Flächenumfang

(27 134 ha) wird es nur von Berlin (88 348 ha) übertroffen. Diese Zunahme an Einwohnern und an Fläche ist zurückzuführen auf die letzten großen Umgemeindungen im rheinisch-westfälischen Industriebezirk, die u. a. die Voraussetzung für eine gesunde städtebauliche Entwicklung geschaffen haben. Wenn die an die Umgemeindungen geknüpften Erwartungen sich noch nicht erfüllt haben und in absehbarer Zeit kaum erfüllen werden, so ist das einzig und allein auf die wirtschaftliche Krise zurückzuführen, von der Dortmund unter allen deutschen Städten mit am schwersten betroffen wird.

Die Direktorin des Dortmunder Stadtarchivs, Dr. Luise v. Winterfeld, hat festgestellt, daß Kohle und Eisen, die der Stadt das Gepräge geben, hier schon seit uralten Tagen bekannt sind. Bereits zu Beginn des 14. Jahrhunderts wurden Kohlensteinbrüche an Private verkauft, 1389, während einer feindlichen Belagerung, wagten Schmiede und andere Bürger einen nächtlichen Ausfall über die Emscher, um sich mit Kohle zu versorgen. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts wurde die Stadt selbst Besitzerin eines Kohlenbergwerks. Roheisen dagegen wurde im Mittelalter nicht in Dortmund, sondern im Sauerlande erzeugt und kam von hier auf den Dortmunder Markt.

Rohmetalle sind jeder Zeit in Dortmund verarbeitet worden, besonders zahlreich waren die Metallarbeiter, unter denen die Schmiede stark überwogen. Die Schmiedegilde hatte allmählich die verschiedenen Spezialgewerbe in sich aufgenommen, ja, sie hatte sogar bloße Eisenhändler in ihrer Innung geduldet und war schon 1450 in scharfem Gegensatz zu allen anderen Gilden als Gegner der gebundenen Monopolwirtschaft für Freihandel und Freigewerbe eingetreten.

Mit dem Verfall der Reichsstadt ging auch das Eisen-gewerbe bergab. Im 18. Jahrhundert bestanden nur noch zwei größere Nagelfabriken. Erst unter der Preussischen Verwaltung ist Dortmund durch die überraschende Entwicklung seiner zum Teil uralten Industrie — Eisen- und Kohlenwerke, Bierbrauereien — ein Mittelpunkt des Handels- und Weltverkehrs geworden.

Die Stadt, die 1848 noch nicht 10 000 Einwohner zählte, erlebte plötzlich einen ungeahnten Aufschwung. Nicht nur, daß sich die Einwohnerzahl in einem Jahrzehnt mehr als verdoppelte, floß fremdes Kapital aus Essen, Köln und Berlin reichlich nach Dortmund. Die ersten modernen Zechen wurden finanziert. Reichlich waren die Aufträge, große Verdienste wurden erzielt. Wie Pilze schossen neue Aktiengesellschaften aus der Erde hervor. Von 1855 bis 1857 wurden nicht weniger als 23 Gesellschaften mit einem Kapital von zusammen 53,5 Millionen Mark gegründet. Während 1855 nur zwei Eisenwerke mit zusammen 66 Arbeitern und rund fünf Puddelöfen gezählt wurden, waren 1858 bereits fünf Eisenwerke mit 1201 Arbeitern und 45 Puddelöfen in Betrieb. Leider

(Fortsetzung auf Seite 203)



Bahnhof von Dortmund

Ermutigende Erinnerungen

Von Alwin Brandes

Die Stadt, in der die Vertreter der organisierten Metallarbeiter ganz Deutschlands am 21. August zusammenkommen, ist historischer Boden für die Arbeiterbewegung. Die Dortmunder Arbeiterschaft ist als kampferprobt bekannt; sie zählt zu der aktivsten Truppe des rheinisch-westfälischen Gebiets. Ihr gewerkschaftliches Ringen für eine menschenwürdige Gestaltung der Lohn- und Arbeitsbedingungen und ihre gewerkschaftliche Entwicklung ist von berufener Seite an anderer Stelle dieser Nummer geschildert worden.

Wie die Arbeitsbedingungen früher im Ruhrgebiet aussahen, das lehrt uns nicht nur der große Bergarbeiterstreik im Mai 1889, dessen Ursache die erbärmliche Entlohnung der Kumpels war, die nach der amtlichen Statistik aus dem Jahre 1888 für eine zehn- bis zwölfstündige Arbeitszeit einen Tagelohn von 2,69 M erhielten; das lehrt uns auch, wenn wir noch etwas weiter zurückgehen in die Zeit, wo die revolutionäre Welle des Jahres 1848 auch über Westdeutschland hinwegging, die Bewegung der Schmiede, die in den in Dortmund befindlichen Werkstätten der Köln-Mindener Eisenbahn beschäftigt waren. Sie arbeiteten täglich 14 Stunden und bekamen dafür einen Tagelohn von 15 Silbergroschen. Selbst dieser Lohn war der Direktion noch zu hoch; sie kürzte ihn um 2 Silbergroschen. Die Schmiede wollten diese Kürzung nur annehmen, wenn auch die Arbeitszeit verkürzt werde. Die Direktion, empört über eine derartige Forderung, verfügte die sofortige Entlassung der Schmiede. Da trat das Unerwartete ein: sämtliche Handwerker der genannten Werkstätten — 150 an der Zahl — erklärten sich mit den Schmieden solidarisch und forderten darüber hinaus die Zurücknahme des Lohnabzugs. Die Direktion mußte nachgeben.

Diese Lohnbewegung beschäftigte in der Folgezeit den Handwerkerverein Dortmund, der zu seinen Beratungen auch die Fabrikarbeiter des benachbarten Hörde mit hinzog. Obwohl bei diesen Beratungen von Umsturz keine Rede war, bekam es die Eisenbahndirektion doch mit der Angst zu tun. Sie verlangte vom Oberpräsidenten der Provinz Westfalen Militär zum Schutze, und dieser entsandte 101 Mann Infanterie und 45 Mann Kavallerie zur Wiederherstellung der Ordnung nach Dortmund und Hörde. Diese Maßnahme brachte das liberale Bürgertum in Zorn. Die demokratische Bewegung wuchs; sie hatte bei den folgenden Urwahlen zur Preussischen Abgeordnetenkammer starken Erfolg. Die Arbeiterschaft erkannte indessen, daß sie von diesem Bürgertum wenig oder gar nichts zu erwarten hatte und ging deshalb eigene Wege. Zu einem selbständigen politischen Vorgehen reichte es allerdings noch nicht aus. Die von der Regierung gegen die Demokraten betriebene Hetze sprengte deren Bewegung, so daß in Dortmund für viele Jahre politische Windstille eintrat.

In anderen Teilen Deutschlands kam es in jener Zeit zu lebhaften Auseinandersetzungen zwischen Arbeiterschaft und Bourgeoisie. In Danzig, Stettin, Frankfurt, Mainz und Würzburg, aber auch im Ruhrgebiet in Witten sowie im Bochumer und im Essener Bezirk kam es zu Streiks, zu Tumulten und zur Zerstörung von Zechenanlagen. Wenn es sich dabei auch im wesentlichen um wirtschaftliche Forderungen der Arbeiter handelte, so hatten diese Vorgänge doch auch politischen Hintergrund. Im Dortmunder Bezirk blieb dagegen in den 50er Jahren alles ruhig, obwohl sich in dieser Zeit eine starke industrielle Entwicklung in diesem Bezirk vollzog.

Die Arbeiterbevölkerung wuchs rapid an. Ein Teil drängte zum Zusammenschluß. Lassalle wurde aufgefordert, nach Dortmund zu kommen, um für den Allgemeinen Deutschen Arbeiter-Verein zu werben. Eine Zweigstelle dieses Vereins wurde dort ins Leben gerufen, die Metallarbeiter bildeten in ihm die stärkste Berufsgruppe. Der Verein entfaltete dann ein derart reges Leben, daß der Dortmunder Oberbürgermeister Becker im Februar 1874 bei der Regierung die Schließung des Vereins empfahl, die auch sofort erfolgte.

Nach der Einigung der beiden sozialistischen Richtungen, der Lassalleaner und Eisenacher, im Jahre 1875 wurde der Sozialdemokratische Wahlverein Dortmund gegründet, der nach Erlass des Sozialistengesetzes im Oktober 1878 sofort der Auflösung verfiel, nicht wegen seiner Statuten, wohl aber, weil er nach seiner Tätigkeit als eine „den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung erstrebende Verbindung“ anzusehen sei. So ließ es in der Verfügung der Polizeibehörde. Auch die Dortmunder sozialdemokratische Zeitung mußte ihr Erscheinen einstellen.

Und nun folgten zwölf Jahre der unerhörtesten Verfolgung und Unterdrückung sowie der raffiniertesten Schikanen durch Polizei und Justiz gegen die vorwärtstrebende Arbeiterklasse. Es ist gut, gerade jetzt an solche Vorgänge zu erinnern, wo wieder Anhänger der Gewalt glauben, die Arbeiterbewegung mit Gewaltmitteln ersticken und alle Errungenschaften der Arbeiterklasse auf politischem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiete wieder vernichten zu können. Diese Toren! Damals wurden jene Gewaltmaßnahmen zu einer ausgezeichneten Schule für die Arbeiterklasse, die ihre Kräfte sammelte, so daß sie im Oktober 1890 das Schandgesetz zerbrach und mit ihm seinen Urheber, Bismarck, den eisernen Kanzler, stürzten.

Für die Sozialdemokraten und Gewerkschaften begann dann ein neuer Aufstieg. Auch in Dortmund stieg die Stimmenzahl für die Sozialdemokratie von Wahl zu Wahl. Aus den 3590 Stimmen vor dem Ausnahmegesetz waren 10 422 Stimmen im Jahre 1890 geworden, und trotz beträchtlichen Wahlrückfalls auf die Arbeiter stieg diese Stimmenzahl im Jahre 1893 auf 17 710; bei einer Nachwahl im Jahre 1895 eroberte die Sozialdemokratie zum ersten Male den Wahlkreis Dortmund-Hörde. Sie stieg dann weiter im Jahre 1898 auf 19 864, im Jahre 1903 auf 33 103, bei den Hottentottenwahlen 1907 auf 38 849 und bei den letzten Wahlen vor dem Kriege auf 48 823 Stimmen.

Doch nicht nur bei den politischen Wahlen zeigte sich der prächtige Aufstieg der klassenbewußten Arbeiter-

schaft Dortmunds. Er kam auch in der günstigen Entwicklung der politischen Organisation zum Ausdruck. Im Jahre vor dem Kriege musterte der Sozialdemokratische Verein im Wahlkreis Dortmund-Hörde nahezu 10 000 Mitglieder. Dies Resultat ist um so höher zu bewerten, als es in dem Bezirk erfolgte, wo die Eisenbarone und Bergherren die politische und gewerkschaftliche Arbeiterbewegung in der brutalsten Weise zu unterdrücken versuchten. In den beiden Jahrzehnten nach dem Fall des Sozialistengesetzes wurde noch immer jeder Arbeiter, in dem ein Funktionär der Gewerkschaft oder der SPD vermutet wurde, rücksichtslos auf die Straße gesetzt und durch schwarze Listen von der Arbeit auch in anderen Werken ausgeschlossen. Abtreibungen der Versammlungs- und Vereinslokale durch Unternehmer und Polizei und andere Schikanen gegen die sozialistische Arbeiterschaft waren bis zum Kriege an der Tagesordnung. Erst die politische Umwälzung im Jahre 1918 schuf Wandel.

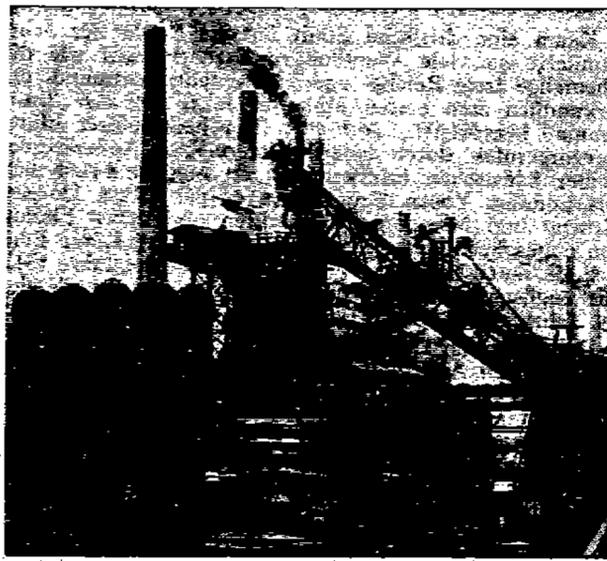
Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein

Von Georg Reichel

Hart wie der Stahl, der in qualm- und hitzeerfüllten Arbeitsräumen mühselig von den Arbeitern erzeugt wird, sind die Eisen- und Kohlenherren der roten Erde. Rücksichten auf das Gemeinwohl sind ihnen fremd, sie wollen nichts als Geschäfte machen und als Herrenkaste über das Volk herrschen. Der Zuchtthauskurs in Gesetzgebung und Rechtsprechung vor dem Kriege war ihr Werk. Auch jetzt sind sie wieder die stärksten Stützen der politischen und wirtschaftlichen Reaktion. Die Erzeugnisse der von Krupp auf den höchsten Stand entwickelten Waffentechnik wurden an fremde und feindliche Staaten ebenso und vielfach billiger verkauft, wie an das eigene Land. Gelegentlich erhielt das Ausland zuerst die neuesten Konstruktionen. Wettrüsten ohne Hemmung war die Folge.

Durch Schutzzölle und internationale Abkommen sicherten sich die Eisenherren hohe Eisenpreise, die den deutschen Markt während vieler Jahrzehnte im Durchschnitt im Jahr um mehr als 100 Millionen Mark belasteten. Zu Milliardenbeträgen summieren sich die Liebesgaben an die Eisenherren. Als Gegenleistung bewilligte die Industrie den Großagrariern Lebensmittelzölle, die die Lebenshaltungskosten erhöhten und zwangsweise Lohnbewegungen auslösten mußten. Gleichzeitig wurde auch der technische Fortschritt der deutschen Landwirtschaft gehemmt.

Zur Verschleierung ihrer volksfeindlichen Politik flossen den Eisenherren die Worte vom Allgemeinwohl



wie Haisgeiern vom Munde. Über dem Stammhaus der Firma Krupp prangen die stolzen Worte der Überschrift dieses Aufsatzes.

Daß die Verwendung der Erzeugnisse der Firma Krupp einst bittere Tränen von Millionen von Witwen und Waisen ansäßen und zusammen mit der Waffenfabrikation anderer Länder die Welt in Trümmer schlagen würde, daran hat man bei dem Geschäft nicht gedacht. Die stolzen Worte Alfred Krupps sind bis heute nicht verwirklicht. Die Schwerindustriellen selbst tun alles, um ihre Verwirklichung zu verhindern. Immer schon war die Förderung des eigenen Wohles das Leitmotiv aller Handlungen der Eisen- und Kohlenherren im kochenden, mit gigantischen Kräften angefüllten Ruhrgebiet. Vom Kommerzianten Baare, dessen Name wegen geflickter Schienen seinerzeit in aller Munde war, bis zu der durch Staatshilfe vor dem Zusammenbruch geretteten Gelsenkirchener AG sind Schutzzölle, Kartelle, hohe Eisenpreise, lange Arbeitszeit, Niederhaltung der Arbeiterklasse und Anfrichtung eines Herrtums über die anderen, die unentwegt verfolgten Ziele der Eisenherren. Demgegenüber fällt der von der Presse der Schwerindustrie so viel verdammten Arbeiterbewegung die geschichtliche Aufgabe zu, den eigentlichen und tiefen Sinn der Inschrift am Stammhaus Krupp zu erfüllen.

Die von der Schwerindustrie gegründeten Werkpensionskassen und der Bau von Werksarbeiterwohnungen, die sie einst über den grünen Klee lobten, ändern nichts am vorstehenden Bild; sie liegen im wohlverstandenen Interesse der Bergwerksherren selbst. Durch diese Einrichtungen sollten die Arbeiter von der

Erschwerend für die Agitation und Organisierung der Arbeiter im Ruhrgebiet war und ist auch die Trennung der Arbeiter in freigewerkschaftliche und christliche Organisationen. Bei den Unternehmerorganisationen gibt es keine derartige Trennung; sie sind einheitlich organisiert. Wenn die Auseinandersetzungen der beiden Richtungen nach der Staatsumwälzung an Schärfe verloren haben, so sind durch die Spaltungsarbeit der Kommunisten die Schwierigkeiten noch gesteigert worden. Welche Opfer hat den Arbeitern im Ruhrgebiet allein der „revolutionäre“ Unfug der KPD beim Kapp-Putsch gebracht! Erinnert muß auch an den Ruhrkampf werden, wenn die Schwierigkeiten der Arbeiterbewegung in diesem Gebiet richtig gewürdigt werden sollen.

Kein Zweifel, der Verbandstag wird erneut Zeugnis ablegen von der Unüberwindbarkeit der Gewerkschaften wie von der siegreichen Macht der sozialistischen Idee. Er wird mit dazu beitragen, daß die klassenbewußten Arbeiter des Ruhrgebiets die Ärmel aufstreifen zur Mitarbeit an einem neuen Wiederaufstieg der Arbeiterklasse, ein Aufstieg, der enden muß in der Umwandlung der für die Befriedigung der Menschen unfähig gewordenen kapitalistischen Wirtschaft in die höhere Form, in die sozialistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung.

Gewerkschafts- und Arbeiterbewegung ferngehalten, das patriarchalische Verhältnis für alle Zeiten gesichert werden. Das ist ihnen nicht gelungen. Wenn es auch schwer und mühselig war, die in 72- bis 84stündiger wöchentlicher Arbeitszeit abgerackerten Hüttenarbeiter für die Organisation zu gewinnen, so sind doch im Laufe der Zeit auch diese „Zwingburgen“ des Großkapitalismus vom Verband erobert worden. Das gehört mit zu den Großtaten des Verbandes, auf die er mit Recht stolz sein kann. Dank und Anerkennung gebührt denen, die auf so steinigem Boden den heutigen Stand der Organisation der Hüttenarbeiter geschaffen haben. Leider ging nach dem Ruhrabwehrkampf ein Teil des gewonnenen Einflusses durch kommunistische Umtriebe wieder verloren.

An der grundsätzlichen Ablehnung der Hüttenherren gegenüber der Arbeiterbewegung, Tarifverträgen und sozialem Arbeitsrecht ändert auch die Tatsache nichts, daß sie sich zu ihrer Anerkennung nach Kriegsende bereit fanden. Das war für sie eine reine Zweckpolitik. Der verstorbene Schwerindustrielle Stinnes war schärfster Gegner der Gewerkschaften, er stellte sich aber in dem Augenblick um, als er sah, daß die Arbeiterbewegung zu einer aufsteigenden Macht geworden war. Man erkannte die Gewerkschaften nur an, weil man mit ihnen als einem Machtfaktor rechnen mußte. Aber schon bald danach hielt man Umschau nach einem geeigneten Mittel zur Abstreifung der lästigen Fessel und zur Rückkehr zum früheren Selbstbestimmungsrecht. Die damals ins Leben gerufene Arbeitsgemeinschaft war den Schwerindustriellen genau so nur Aushängeschild, wie die Überschrift am Stammhaus Krupp. Als erstes raubten die Schwerindustriellen den Arbeitern beim Abschluß des Ruhrabwehrkampfes den Achtstundentag, der sich auch wirtschaftlich hätte aufrechterhalten lassen, wenn man sich zu einer systematischen Rationalisierung entschlossen hätte.

Trotzdem die Schwerindustriellen mit anderen reaktionären Kräften im In- und Ausland an der Entfesselung des Weltkrieges schuld sind und deshalb bescheiden schweigen sollten, griffen sie die durch den Kriegsausgang mit seinen Tributverpflichtungen geschaffenen Schwierigkeiten zum Generalangriff auf die Gewerkschaften und die von ihnen vertretene Sozialpolitik auf. Ihre Presse, voran die „Bergwerks-Zeitung“, prägte das Schlagwort vom „Marxismus“, der an allem Übel der Welt schuld sei. Sie, die Belgien annektieren wollten, das französische Minettegebiet verlangten und dabei wesentlich zur Verlängerung des Krieges beitrugen, entdeckten zur Verdunkelung der eigenen Schuld in der Politik der Gewerkschaften ein geeignetes Angriffsobjekt. Die Folgen aus dem durch übersteigerten Ausdehnungsdrang des Kapitalismus entwickelten Krieges bürdete man der Arbeiterbewegung auf. Eine der größten Geschichtsfälschungen aller Zeiten ging über die Bühne. In der aus politischen Gründen entstandenen nationalsozialistischen Bewegung, die durch ganz rechtsstehende Kreise der Schwerindustrie auch geldlich unterstützt wird, entstand ihnen willkommene Hilfe. Man scheute sich nicht, eine Bewegung zu unterstützen und zu fördern, die auf die Beseitigung der in schweren inneren Kämpfen errungenen staatlichen Ordnung abzielt. Der Nationalsozialismus bot dafür die Rückversicherung, daß der industrielle Großbesitz unangetastet bleibt.

Schreitet die zur Zeit entwickelte Aktivität der Arbeiterbewegung weiter fort wie bei dem hinter uns liegenden Reichstagswahlkampf, und wenn gar — wofür allerdings wenig Aussicht besteht — die Kommunisten zur Vernunft kommen, dann ist der schwerste und entscheidendste Schlag der Reaktion gegen Fortschritt und wahre Zivilisation für alle Zeiten abgewehrt. Dann setzt sich der Vormarsch der Arbeiterbewegung zum Aufbau einer neuen und sozial eingestellten Gemeinwirtschaft wieder fort.

Bestehen bleibt dann geschichtlich die unendlich große Schuld der Eisenherren und aller anderen reaktionären Kräfte, die sie durch ihre Herrschaft über den Krieg und durch ihre engstirnige Einstellung in der Gegenwart auf sich geladen haben. Die innere Zerklüftung des deutschen Volkes ist gesteigert, der so vielfach verpönte Klassenkampf von oben her entwickelt worden. Es ist nicht ihr Verdienst, wenn die staatsfeindliche Bewegung des Nationalsozialismus, die die Gefahr der Zerschlagung des Reiches unmittelbar heraufbeschworen hat, fürs erste abgewehrt wurde. Das ist fast ausschließlich der deutschen Arbeiterklasse zu danken, die damit dem Frieden der Welt den größten Dienst erwiesen hat.

An einer Ecke der Weltgeschichte

Die kapitalistische Erde bebzt

F. K. Mühsam, mit Achzen und Stöhnen torkelt der kapitalistische Karren am Abgrund dahin. Die ganze Welt bildet nur noch ein beängstigendes Einerlei von wirtschaftlichen Entiefen, in die die Völker völlig zu versinken drohen. Das Versinken wird von heftigen Wortgefechten begleitet. Die verschiedenen Klassen und Parteien beschuldigen sich gegenseitig der Urheberschaft an dem trostlosen Zustand. Die Wortgefechte wachsen sich allerwärts in politische Kämpfe aus, wodurch die Streitfrage geklärt und die Entscheidung für die Zukunft herbeigeführt werden soll. Törichte Erwartung. Denn nach jedem politischen Handgemenge ist das wirtschaftliche Elend nur noch ärger und seine Ursache nur noch mehr verwischt.

Die Regierungen tun ihr möglichstes, den politischen Kampf über seine Grundursache durch unsinnige Maßnahmen zu verschärfen. Ihre Staatskunst reduziert sich immer mehr auf Gewaltstreich. Hier wird nur noch mit Notverordnungen, dort mit orders in council, anderwärts mit dem blanken Säbel regiert. In Neuseeland und Australien marschiert die Soldateska gefechtsbereit durch die Straßen, in den Vereinigten Staaten die Polizisten und Pinkertons, in Deutschland die Polizei und die Nazis. In südamerikanischen Staaten hat die Unrast zu Staatsumwälzungen geführt, im Lande der Gottesfurcht und frommen Sitte zum schleichenden Bürgerkrieg, in Italien zu einer tödlichen Grabesstille, in Japan zu einem blutigen Krieg, in Amerika zu Revolven und in Belgien zu einem Ausstand, der einem gesellschaftlichen Erdbeben gleichkommt. Die ganze kapitalistische Erde zittert!

Durch die mehr politischen Ausbrüche ist die wirkliche Ursache des ganzen Elends in den Hintergrund gedrängt; man denkt fast nicht mehr an die Opfer der kapitalistischen Mißwirtschaft. Durch unausgesetzte SOS-Rufe wird man jedoch daran erinnert. Ganze Staaten, Industriezweige und Unternehmen schreiben fortgesetzt nach Hilfe. In allen Industriegassen häufen sich die Erwerbslosen. Sie wissen nicht mehr, wie sie ihres Leibes Nahrung und Notdurft befriedigen sollen. Es gibt Länder, wo schon die Hälfte der Industriearbeiter ganz oder teilweise erwerbslos sind. Zu ihnen gesellen sich unabhäbare Scharen von Bauern, deren Lage nur wenig besser ist als die der städtischen Arbeitslosen, weil sie für Erzeugnisse nicht einmal so viel lösen können, um ihre Betriebsmittel und Zinsen bezahlen zu können. Und dazu fügen sich millionenköpfige Mittelschichten, die den wirtschaftlichen Boden unter den Füßen verloren haben. Die leibliche Not all dieser Menschen schlägt um in helle Verzweiflung, weil sie nirgends einen Ausweg aus der Drangsal sehen. Sie können nicht mehr wie früher abwandern, denn daran werden sie gehindert durch gesetzliche Schranken und durch die Aussichtslosigkeit, woanders eine Lebensmöglichkeit zu finden.

Diese Tatsache macht es augenfällig, daß sich im Grundgefüge der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung etwas Ausschlaggebendes geändert haben muß: seit einem Jahrhundert sind ununterbrochen Menschen vom Lande in die Stadt vom Ackerbau zur Industrie gezozen. Hier fanden sie zwar wenig genug, aber immerhin mehr als auf der Scholle. Sie fanden Beschäftigung, besseren Verdienst und auch eine lichtere Aussicht für die Kinder. Dieser stete Zuzug ermöglichte erst eigentlich die erstaunliche Entfaltung der Wirtschaft, in ihm lag die Bürgschaft für ihren steigenden Absatz und Profit.

Doch damit ist es nun vorbei. Jetzt sollen die Menschen wieder zurück aufs Land. Nur dort, so wird ihnen zugerufen, könnten sie, wenn überhaupt, noch ihr Leben fristen. Wer dieser Mahnung folgt, erlebt herbe Enttäuschung. Denn selbst auf dem Lande gibt es überflüssige Menschen genug; auch dort können sie sich trotz schwerer Fron nicht mehr behaupten. Zahllose Bauern möchten gerne flüchten, wenn sie nur wüßten wohin. Es gibt heute weder für den Bauern, noch für den Industriearbeiter ein Entrinnen aus der Drangsal; beide müssen bleiben, leiden — und kämpfen. Schicksalsgenossen!

Wie die Pestzeit des Mittelalters

Bisher wurden Industriearbeiter entlassen, weil sie zu wenig schafften; jetzt sind sie entlassen worden, weil sie zu viel erzeugten. Früher wurden Bauern durch schlechtes Wirtschaften und Mißernten ruiniert, jetzt werden sie durch rationelles Wirtschaften und zu reicher Ernte ruiniert. Die Arbeiter und Bauern verelenden, weil zu viel Lebensgüter vorhanden sind — nein, richtiger, weil die Überfülle von Waren nicht gekauft werden kann. Die unverkäufliche Fülle von Produkten oder die Möglichkeit, diese Fülle leicht zu erneuern, macht die produzierende Menschheit arbeitslos und arm, schaltet sie als Käufer aus, und dies trägt zu weiterer Absatzstockung, Geschäftsflaute und Arbeitslosigkeit, zu noch ärgerer Verelendung bei.

Um diesem Dilemma zu entgehen, werden Produkte und Produktionsmittel vernichtet, werden Industriewerke verschrottet und Ölfelder verschüttet, wird Weizen verbrannt, Milch ins Wasser gegossen, Baumwolle ungeerntet gelassen und Kaffee ins Meer geworfen. Alles vergeblich: die wirtschaftliche Not wird noch ärger. Anderseits schreiben Millionen Menschen nach Arbeitsstätten, Öl, Weizen, Milch, Baumwolle und Kaffee. Gleichfalls vergeblich; sie haben kein Geld die Waren zu kaufen, und weil diese unverkauft bleiben, öffnen sich die Arbeitsstätten nicht. In der kapitalistischen Wirtschaft wird nur des Profits wegen verkauft. Ohne dem läßt man die Waren lieber verfaulen und die Werkstätten verfallen.

Einerseits beispielloser Reichtum an Lebensmitteln und Waren, andererseits an beiden beispielloser Mangel. Die gesamte Menschheit ist heimgesucht von einer Drangsal, schlimmer als der Krieg, verheerender als die ägyptische Dürre.

Von dieser Zeit werden künftige Geschlechter so sprechen, wie wir Heutigen von der Pestzeit des Mittelalters reden. In das Grauen vor dieser Zeit wird sich höllisches Lachen mischen über die Unfähigkeit der Wirtschaftsführer, das entsetzliche Trauerspiel zu beenden, und ihre Bellenheit, von den Ursachen der wirtschaftlichen Drangsal abzulenken.

Ausflüchte der Wirtschaftsführer

Ein Teil der Wirtschaftsführer versucht, die wirtschaftliche Sintflut mit der Methode des drolligen Monsieur Coué zu beschwören; ihre Gläubigen finden sich schmäblich enttäuscht. Ein anderer Teil versucht es mit den Methoden des Dr. Eisenbart, mit Lohnkürzungen und schärferer Ausbeutung der Arbeiter; die Folgen sind durch die Bank eine außerordentliche Verschlimmerung des Übels. Als Ursachen stellen und stellen die Wirtschaftsführer mit ihren Portefeuilletonisten die Reparationen, Kreditnot, Geldteuerung, Goldhäufung, Zollschranken und dergleichen hin. Wie immer auch diese Dinge die Wirtschaftsnote beeinflussen haben mögen, ihre Ursachen sind sie nicht, sondern sie sind nur ihre Folgen.

Wären die Reparationen die Ursache der Wirtschaftsnote, sie hätte sich seit dem Zeitpunkt mildern müssen, wo Reparationen nicht mehr entrichtet werden; oder die Staaten, die nie Reparationen entrichtet, sondern immer empfangen haben, wären gar nicht oder viel weniger von dem großen Übel heimgesucht worden. Daß davon keine Rede sein kann, ist mählich bekannt. Auch Kreditnot und Geldteuerung können unmöglich Krisenursachen sein, denn in vielen Staaten ist seit einiger Zeit das Geld billiger als jemals. Es zeigt sich jedoch auch dort keinerlei Milderung, sondern eine Verschärfung der Krise.

In Amerika wurden unzählige Millionen Dollar in die Wirtschaft geleitet, in der Annahme, sie würden sie beloben. Statt dessen sind die Millionen wieder zurückgeflossen in die Banken. Verständlich genug. Warum sollten die Unternehmer mit dem Gelde ihre Betriebe in Gang setzen, damit produzieren, wo es doch schon für die vorhandenen Produkte an Käufer fehlt. Selbst das billigste Geld und der billigste Kredit ist zwecklos, wenn gewinnbringende Verwendung fehlt. Ähnlich ist es mit der viel geschmähten Goldhortung. Sollten die amerikanischen und französischen Banken, die geschäftstüchtigen, das Gold aus reiner Lust tot, nichtzinstragend im Keller liegen lassen? Sie würden es sicherlich gerne ausleihen, wenn sich dafür nur die gebührende Sicherheit böte. Die politisch-wirtschaftliche Unsicherheit aber läßt es geraten erscheinen, das Gold zu horten.

Dies alles dürfte schließlich auch den Wirtschaftsführern bekannt sein. Sie setzen trotzdem ihre Eisenbarkuren, die Lohnkürzungen fort, weil sie nichts anderes mehr wissen. Und stellen unverdrossen die Folgen der Wirtschaftsnot als deren Ursachen hin, um die öffentliche Aufmerksamkeit von ihrer eigenen Unfähigkeit und ihren eigenen Sünden abzulenken. Die kapitalistische Oberschicht ist ideenlos und hilflos geworden. Ihre politischen Agenten nicht minder.

Was haben die Regierungen nicht alles angestellt, um die Wirtschaftskrise zu beschwören. Ihre ganze Staatskunst ist allgemach darauf zusammengeschrumpft, die Erhaltungskosten für den verendenden Kapitalismus auf die unteren Schichten abzuwälzen. Das geschah mit Notverordnungen und orders in council. Nach jeder dieser diktatorischen Maßnahmen sollte sich der wirtschaftliche Himmel lichten. Was in Wirklichkeit geworden ist, wissen wir in Deutschland am besten.

In andern Staaten ist es kaum anders. Hierfür kann England als Beispiel gelten. Was wurde nicht alles von der Kür-

nur der Anfang eines weiteren Tiefganges. Denn in dem Augenblick, wo irgendwie Aufträge winken, wird um sie von allen Fabrikkontoren ein Wettlauf einsetzen, die allermodernsten Maschinen und Methoden werden in die Rechnung eingestellt werden, um zum niedrigsten Preis anbieten zu können. Und den Arbeitern wird mit Honigseim und Hungerpeitsche begreiflich zu machen versucht werden, daß sie nun aber ganz billig schaffen müßten, weil sonst ja der Auftrag nicht zu haben sei. Kurz, die Kaufkraft wird keine Stärkung erfahren, der Dalles weitergehen.

Professor S o m b a r t und einige andere meinen, daß es keine großen Erfindungen mehr geben werde, da sie schon so ziemlich alle gemacht seien. Wir sind ganz anderer Meinung. So viel auch wir Heutigen Erfindungen und technische Neuerungen erlebt haben, das kommende Geschlecht wird deren noch mehr sehen. Der menschliche Geist rastet nie. Es liegen jetzt schon für alle Gebiete Erfindungen in Masse bereit, die nur auf gewinnbringende Anwendung warten, die zur Zeit fehlt. Die Verwendung der allermodernsten Maschinen und Arbeitsmethoden muß künftig noch eifriger geschehen, weil die viel schärfere Konkurrenz keine andere Wahl läßt. Jeder einzelne Unternehmer wird bei Strafe seiner Existenz noch billiger zu produzieren trachten, das heißt in der Hauptsache, noch mehr leibendige Arbeitskraft auszusparen versuchen. Für die Abnahme der Arbeitslosenmasse ist darum selbst bei einer gewissen Erholung der kapitalistischen Wirtschaft herzlich geringe Aussicht, und an das völlige Verschwinden der Arbeitslosenscharen denkt auch der größte Optimist nicht mehr.

Es liegt im Wesen des Kapitalismus begründet, daß er immerfort schärfere Gegensätze erzeugen muß, und sie werden eines Tages so scharf, dermaßen unausgleichbar sein, daß er daran zugrunde geht. An diesem Punkte stehen wir jetzt, keineswegs bloß in Deutschland.

Eine Umwälzung ohne Beispiel

Die Stunde, wo die gewaltige Entfaltung der Produktivkräfte des kapitalistischen System sprengt, ist nahe. Die Totenglocke des Kapitalismus hat zu läuten begonnen. Dies wird der deutlichsten zu hören vermögen, der sich aus seiner dumpfen, kahlen, die Sinne verdüsternden Klausur auf eine hohe, auf die internationale Warte stellt. Und wer sich von dem entsetzlichen leiblichen und seelischen Elend, das ihn und seine Schicksalsgenossen bedrückt, loszulösen vermag und in die Weite blickt, dem wird der Anlaß zu Trübsal und Entmutigung schwinden. Was er da schaut, wird ihm all sein Elend leichter werden lassen. Was sich ihm da zeigt, kann ihn freudig und kampfeslustiger als je stimmen:

Wir stehen inmitten einer Umwälzung von einem Ausmaße und einer Tiefe, wofür die Weltgeschichte kein Beispiel gibt. Was will dagegen der Untergang des alten römischen Reiches vor zweitausend Jahren oder der Untergang des französischen Feudalismus vor anderthalb Jahrhunderten oder der Untergang des Mandchureiches vor zwei Jahrzehnten besagen!

Bei jedem dieser Fälle handelte es sich um räumlich begrenzte Gebiete, heute handelt es sich um die ganze Welt; damals ging es um Gesellschaftssysteme, durch deren Beseitigung das Dasein der unteren Volksschichten nur wenig verbessert werden konnte, heute geht es um ein System, das von einer Überfülle von Lebensgütern und Produktionsmöglichkeiten erdrückt und durch dessen Beseitigung es dem Proletariat endlich und wirklich möglich wird, sich ein menschliches Dasein zu verschaffen. Die sozialistische Wirtschaftsordnung im Weltmaßstabe winkt. Eine neue Gesellschaft wird geboren, wenn auch mit Schmerzen — noch nie war eine Geburt ein schmerzloser, ästhetischer Vorgang.

Nun ist freilich die sozialistische Gesellschaft nicht eine Frage der bloßen Erkenntnis, sondern des Tatwillens, des Tatwillens der Opfer des kapitalistischen Systems. Von der Stärke dieses Tatwillens wird es wesentlich abhängen, ob die jetzige Krise die letzte Krise des Kapitalismus ist, das heißt, ob er sich, wenn auch nur vorübergehend, wieder etwas erholt oder seinen Marsch in die Grube fortsetzt.

An diesem Tatwillen wird es künftig noch weniger als in der Vergangenheit fehlen dürfen. Denn noch nie hat eine herrschende Schicht freiwillig abgedankt, zumal die heutige wird es nicht tun, weil es sich für sie um außergewöhnlich fette Brocken handelt. Wie wahr das ist, dafür haben wir heute schon in Deutschland tausendfältigen Beweis.

Zur Erhaltung seiner Herrschaft, was in der Hauptsache nichts anderes heißt als die Macht, die Arbeiterklasse noch weiter zu schröpfen und zu knechten, hat sich der deutsche Kapitalismus den Nationalsozialismus hochgepipelt. Diese klare Tatsache wurde bislang für Halbbäugige verdeckt. Auch sie werden bald ganz sehend werden. Zur Stunde wird mit der nationalsozialistischen Führerschaft über ihre Regierungsbeteiligung gekuhandelt, gleichzeitig stellt der Arbeitgeberverband für Nordwest, also die ganz hohe Gönnerschaft des Nationalsozialismus, neue Forderungen auf: Freie Lohnfindung, Einzelarbeitsverträge, Umwandlung der Gewerkschaften in berufsständige Arbeitervertretungen und ähnliches mehr. Wie man sieht, verlangen die großen Geldgeber der Nazis schon Ware für ihr Geld, noch ehe ihre Kostkinder am Staatsrunder sind. Sie werden sicherlich allerhand andrehen, um ihre Gönner zufriedenzustellen. Nur das eine können auch sie nicht, nämlich den Kapitalismus am Leben erhalten. Für das stracke Gegenteil aber haben sie das Zeug!

Jedenfalls beginnt mit der Annäherung der Nazis an die Ministersessel eine höchst lehrreiche Zeit, lehrreich besonders für die vielgestaltige Nachläuferschaft der Nazis. Das wird für sie ein Anschauungsunterricht von äußerster Eindrucks-volle sein. Das Dritte Reich winkt doch nun! Es wird eine allgemeine Augen- und Ohrensperre geben! Woran auch die Geldgeber der Nazis Anteil haben werden.

Dies soll indessen ja nicht als eine Verkleinerung der faschistischen Gefahr gedeutet werden. Sie ist in der Tat sehr groß. Allein, ihre Größe wird wesentlich bestimmt von der Größe der organisierten Arbeiterschaft. Daß es an deren Größe, Entschlossenheit, Kühnheit und Kampfeslust nicht fehlt, das haben die jüngsten politischen Handgemenge deutlich gezeigt. Das läßt zuversichtlich in die Zukunft schauen.

Wenn darüber Zweifel bestehen sollten, der kühne Vorstoß der Eisernen Front schon wäre geeignet, sie zu zerstreuen. Wenn man ihre Mitglieder, oft arme, erwerbslose Teufel, mit einem Stück trockenem Brot auf der Fahrt sieht, wird man unwillkürlich an die Soldaten der großen französischen Revolution erinnert. Sie zogen barfuß, die Marseillaise singend, fechtend durch ganz Europa, um der feudalen Sippe Respekt vor der revolutionären Sache einzubleuen. Sie sind als Helden in die Geschichte eingegangen. Die Soldaten der Eisernen Front verrichten dasselbe. Ihre Tatkraft verbürgt, daß es keinen Rückfall in den Zwangsstaat, in den Absolutismus, in die Zwangsjacke des Herrn im eigenen Hause gibt, ebensowenig gibt, wie die Flüsse rückwärts laufen.

Der Kampf der sozialistischen Arbeiterschaft gegen den Faschismus, das ist für Demokratie, Freiheit und Menschlichkeit, das ist für eine neue Gesellschaftsordnung, wird schwer und wechselvoll sein. Er wird auf einer höheren Ebene enden. In diesem Kampfe wird die Kämpferschar zunehmen an Geist, Kraft und Zahl. Denn die ganze Welt durchzieht ein mächtiges antikapitalistisches Sehnen. Die sozialistische Ordnung kommt, weniger, weil die Menschheit schon bewußt danach strebt, sondern weil sie leben muß. Weil sie nicht einer bankrotten kapitalistischen Wirtschaft zuliebe verkommen will.

Dem unbekanntem Metallarbeiter

In allen Brücken aus Stahl und Eisen
Hört ihr der Arbeit Pulsschlag kreisen.
In Hochseeflüssen, in Schienenbändern,
Im Hammerschlag von allen Ländern.
Vor lodernnden Feuern, in Werft und Fabrik
Schafft eifern der Welt ein neues Geschick
Der unbekanntem Metallarbeiter,
Der ungenannte Wegbereiter!

Fiebernd hat er die Zeit beschworen
In Aeroplanen, in Landtraktoren.
Metall wird Leben, Metall wird Zierde,
Metall kann Mord sein und heiße Begierde.
Metall ist der Frieden, Metall ist der Krieg.
Wer opfert sich auf für der Arbeit Sieg?
Der unbekanntem Metallarbeiter,
Der ungenannte Menschheitsstreiter.

Der Unbekannte, der kaum Genannte
Im Arbeitsaal und im Verbands.
Aus seinen Kämpfen, aus seinen Sorgen
Springt auf der Arbeit roter Morgen.
Du stehst neben uns, dufeuerst uns an.
Du Kamerad, du Helfer und Mann.
Dir der Verbandstag, dir sind wir Steller
Du unbekanntem Metallarbeiter!

Bruno Schönank

zung der Arbeitslosenunterstützung, der Pfundentwertung und dem Übergang zum Schutzzoll geweihsagt. Als sich dann eine geringe Abnahme der Arbeitslosen und eine schwache Belebung der geschäftlichen Tätigkeit zeigte, setzte ein Hochschwung der Gefühle ein. Bald ist er wieder ins Gegenteil umgeschlagen. Die wirtschaftspolitischen Maßnahmen der Regierung haben sich als zwecklos, als unsinnig herausgestellt. Der geschäftliche Dalles geht weiter, die Zunahme der Arbeitslosen ebenfalls. Nach der neuesten Nummer der Labor Gazette haben im Juli, also mitten im Sommer, die Arbeitslosen wiederum um 64000 zugenommen, so daß die Gesamtzahl nicht mehr weit von 3 Millionen entfernt ist. Wieviele Zehntausende von Erwerbslosen es außerdem noch gibt, die, weil durch die Bedürftigkeitsprüfung ausgeschaltet, sich nicht mehr amtlich buchen lassen, kann man nur ahnen.

Weissagungen am laufenden Band

Je tiefer die kapitalistische Wirtschaft in den Sumpf gerät, desto zahlreicher werden die heilverheißenden Weissagungen. Seit Jahr und Tag bringt so ziemlich jede Woche eine oder gleich mehrere Ankündigungen von einer Wendung zum Besseren. Jetzt, wo diese Zeilen geschrieben werden, liegen wieder zwei vor. Die eine aus der Schweiz, die andere aus Amerika. Diese, wie alle früheren, verlangen überirdische Glaubensstärke. Sie alle basieren auf einer Änderung der Krisensymptome, nicht auf einer Schwächung ihrer eigentlichen Ursachen. Wozu noch für Amerika die Tatsache kommt, daß dort die politischen Wahlen im Gange sind, wofür die beiden kapitalistischen Parteien gutes Wetter oder zugkräftige Köder für den Stimmenfang brauchen. Diese Notwendigkeit heißt allerhand anzudrehen und bestimmt die große Presse, himmelblauen Dunst zu machen. Die ersten aus Newjork eintreffenden Zeitungen, die über die „new prosperity“ berichten, will heißen über die Kurssteigerung von Wertpapieren, machen es wahrscheinlich, daß man es wiederum mit einem Krampf mit Regierungsgeldern zu tun hat, der sehr böse auflaufen kann. Derartige Weissagungen erweisen sich jetzt, wo alle Menschheit inbrünstig auf Besserung wartet, als ein dankbares Geschäft und findet massenhaft Gläubige. Bis jetzt haben sich jedoch die Weissagungen — leider — immer als blauer Dunst erwiesen.

Es ist nun allerdings nicht ausgeschlossen, daß sich das Tempo des Niederganges der kapitalistischen Wirtschaft verlangsamt oder auf der erreichten Tiefe fortvegetiert, ja daß sie sich vielleicht gar wieder etwas erholt. Hierfür lassen sich, wenn es zur Zeit auch schwer fällt, Möglichkeiten denken. Doch eine Rettung des Kapitalismus wird das unmöglich sein, vielmehr

Stahlbad Anno 17

Kriegsroman von Peter Riss

Copyright 1930 by Fackelreden-Verlag GmbH, Hamburg-Bergedorf

Wenn die Geschichte nach hundert Jahren über uns spricht, — was wird sie von uns berichten? Es werden Divisionen und Regimenter und Armeen genannt werden, Zahlen und Daten werden aufmarschieren. Die späteren Generationen werden erschrecken und bewundern, Siege registrieren, Generäle mit Andacht und Stolz nennen: Wir aber werden sein: Korporalschaften, Kompanien, Regimenter, Divisionen, — Nummern und Zahlen . . . Die Hochschuldokumenten werden Statistiken und Systeme erklären, nüchtern und sachlich. Man wird sich von den Sitzen erheben . . . Kalender werden Daten und Schlachtorte nennen, die Schulkinder müssen sie auswendig lernen. —

Was wird man von euch berichten, gehetzte, verhungerte, erschossene Kameraden? — Nichts! Niemand wird aufstehen, wenn jemand eure Namen nennen würde, Kameraden Langer, Lorenz, Kilb, Adamczik . . . all ihr tausend und hunderttausende Rekruten des Kaisers . . . Vielleicht wird man bei Kaffeekränzchen und diplomatischen Galadinsensationslüthern eine Regimentsgeschichte ausgraben und lesen . . . fünfte Kompanie . . . Rekruten des Jahrganges 1899 . . . ins Feld gerückt am 3. Oktober 1917 mit klingendem Spiel, unter den brausenden Hurrufen der Bevölkerung . . . todesmutig die „Wacht am Rhein“ singend —

Alle werden diese furchtbare Lüge glauben! Es ist so reizvoll, so abenteuerlich, so heroisch! Oh, solches muß man glauben! . . . Genau so haben wir es geglaubt von den Soldaten der „Freiheitskriege“ und des Krieges von 1870/71 . . . Seht doch die Denkmäler: sie sind so sauber, so wuchtig . . . daran klebt kein Blut, vor ihnen liegen nicht mit Kartoffeln gefüllte Sandsäcke . . . mit Tod und Schreien gestohlene Kartoffeln . . . vor den Denkmälern liegen nicht die zusammengesunkenen Gestalten der umgetöteten Söhne wimmernden Mütter . . . dort grinsen nicht die Fratzen sadistischer Schinder —

Nein! Die Denkmäler und Ehrentafeln, die glatten, goldgeschriebenen in den Kirchen: sie lügen doch nicht! Alle gingen so freiwillig, so opferbereit . . .

Wehe, wer an diesem Kult zu rühren wagt! Man wird ihn lynchen und zerretzen . . . Kilb? Lorenz? Ach so — Grenadiere — Rekruten . . . Ja ja, die haben sich geschlagen! Seht mal her, Jung! Hinter all den Namen die regelmäßigen Kreuze, schön sauber hingesezt . . . Das waren noch Heldensöhne! Lachend sind sie in den Tod gegangen . . . lachend und singend! Fürs Vaterland! — Steht mal auf, Jung! Wir wollen das Lied dieser heroischen Jugend singen: „Deutschland, Deutschland über alles!“ . . .

Soll es so sein, Kameraden? Nein! So soll es nicht sein! Wir wollen sie verfluchen, wie wir verflucht sind in dieser Zeit des Hungers und des Grauens! Sie, die nach hundert Jahren das Erbe unserer Schinder und Mörder, der Hurratrioten des Hinterlandes, übernehmen möchten, — sie, die uns dann mit Lügen und Phrasen für die Geschichte ihrer Zukunft „lachend und singend“ in das Trommelfeuere stürmen lassen, uns, die Rekruten, das Kanonenfutter, sie sollen verflucht sein! Zu Dung für die Felder der nationalen Herrlichkeit der Kohlen- und Erzbarone, der kapitalistischen Unterdrücker wollen sie uns machen! Damit die Früchte für ihre Banken und Börsen reifen können! Wie heißt es so schön auf den Tafeln der Denkmäler: „Den Lebenden zur Nachahmung!“ . . . Denkt daran, Kameraden: die „Lebenden“ — das sind eure Kinder und Kindeskinde! Denkt daran, Proleten! Sie wollen neuen frischen Dung! —

Verflucht sei ihre Geschichtel! — Stinken soll sie von unseren gemordeten, zerfetzten, verbrannten, verhungerten und erschossenen Kadavern! Ein Aufschrei, brüllend, bestend — soll sie sein! . . . Sie sollen sich die Ohren verstopfen vor unserem Todesgehrill, unserem Jammern nach unseren Müttern, Schwestern, Frauen, Brüdern und Bräuten: Den Lebenden zur Warnung!! —

Sie sollen es wissen, wer wir Rekruten, wir „Heldensöhne“ in Wahrheit waren: Hammel, Schweine, vaterlandlose Gezellen — erschossen wegen einiger in Hunger und umbeschreiblichem Elend in finsternen Nächten gegrabener Kartoffeln, — Söhne von Müttern, die in Munitionsfabriken ihre Leiber gelb durch die Stunden der Qual trugen, die in langen, grauen Schlangen nach Brot anstauden, nach Kohlen und Margarine, Pferdefleisch und Kunstbrot . . . Söhne, deren Väter schon jahrelang in Trichterfeldern vertierten, ertranken und schwimmerten, die in Pulverfabriken in die Luft flogen . . .

Sie sollen es immer wieder hören, wer wir braven Feldgenossen in Wahrheit gewesen sind: gepöbelte Sklaven in feldgrauen Lumpen, die in ihren Rücken die Revolvermündungen ihrer Offiziere fühlten, wenn sie durch das Sperrfeuer gejagt wurden, — namenlose Proleten — Dung . . .

Eines Morgens steht Prauß vor uns. Er ist sehr blaß, und tiefe, dunkle Schatten liegen ihm unter den Augen. Er läßt uns, seine Korporalschaft, um sich herumkommen, aber als er anfangen will zu sprechen, kann er nicht. Wir sehen uns gegenseitig an und wissen nichts aus der Situation zu machen. Es muß etwas ganz Besonderes sein, was ihn bewegt, und so ist es auch:

„Ich will mich von euch verabschieden, Jung!“ sagt er endlich. Seine Stimme ist müde und zerbrochen, und er blickt dabei auf den Boden. Dann schweigt er einen Augenblick, es ist so still, daß wir die Stimmen der Kameraden aus der Nachbarbaracke hören.

Ich stehe ganz dicht bei ihm und möchte seine Hand ergreifen, diese fringegedrehte, stille Menschenhand, diese Hand, die so viel sagt, auch wenn der Mund nicht spricht.

Er reißt sich zusammen und zwingt sich, uns anzusehen. „Ich wollte mit euch hinaus.“ Hinter seinen Augen schimmert es. Minulla neben mir schaut plötzlich laut auf. — Und wie aus der Ferne fährt Prauß fort: „Sie wollen mich nicht mit euch zusammenlassen, Kerl. Ich, — ich bin — zum Regiment 212 versetzt. Wir rücken schon in zwei Tagen aus . . .“ Dann sieht er uns der Reihe nach mit seinen müden Augen an, aber seine Stimme ist klar und drohend:

„Das ist des Schänders Werk! Ein guter Korporal darf nicht mit seinen Leuten ins Feld. Seid nicht traurig, ich werde euch nicht vergessen. Ich schreibe euch. — Und haltet gute Kameradschaft; steht euch gegenseitig bei, dann werdet ihr alles viel leichter ertragen; dann es werden fürchterliche Tage kommen!“ Tief schneidet er Luft: „Auf Wiedersehen, Jung!“

Und als Erstes reißt er dem Einjährigen Severs die Hand: „Kameradschaft, Stevens“, wiederholt er; der Einjährige zwingt sich zu einem bedeutungslosen Kopfnicken. — Als Prauß Kilb die Rechte gibt, reicht er mir die Linke, und so stehen wir drei einige Sekunden und sehen uns an, und die Stimm der Verstärkung zieht durch unsere Herzen. Er sagt nichts weiter, aber in seinem Blick liegt alles.

Dann stürzen wir an seinen Platz in der Baracke und nehmen ihn sein Bettzeug und die alten Kleider, die er vor dem Abmarsch auf die Kommande bringen muß, ab. Jeder nimmt einen Teil, und ist er noch so gering. Alle wollen doch helfen, wir schlagen uns fast daran, Prauß den letzten Kameradschaftsbrief zu erwischen. Nur Stevens drückt sich um der Tür hin aus, der falsche Hand!

Die Gerichte, daß unsere Stunden hier gezählt sind und wir an die Front sollen, verdichten sich. Alles weist auch darauf hin: Nachts müssen wir plötzlich raus: Alarm! Wir rollen mit verklebten Augen und einknickenden Beinen Sturmgepäck, ziehen mit dumpfen Köpfen wie graue Gespenster lautlos durch die kalte Nacht, müssen ausschwärmen und das Einbuddeln im feindlichen Feuer üben. Die Spaten knirschen — einige Kameraden sind so zerschlagen, so müde, daß sie in ihren eben ausgehobenen, kalten Löchern einschlafen, als hätten sie nur deshalb das Loch gegraben, — sie hören nicht mehr die Kommandos zum weiteren Vorgehen. Die Unteroffiziere wecken sie mit Tritten und Flüchen. Man hat plötzlich Stacheldraht in das Gelände gelegt, in das wir in der Finsternis hineinstolpern, uns Arme und Beine blutig reißen, und aus dem wir in der tiefen Finsternis nicht wieder herausfinden können. Man führt uns in „Kolonnen zu Einem“ durch Grabensysteme, in welchen wir uns verlaufen und vor- und rückwärts gejagt werden.



— bis er in den Graben hineinstolpert —

Schüsse peitschen durch die Dunkelheit, Handgranaten krachen, Seitengewehre blitzen auf, Granatwerfer brummen.

Kalt stehen über uns die Sterne von Döberitz. Die Hände quellen auf vor Frost; aber wir dürfen keine Handschuhe anziehen, — und als Minulla es dennoch einmal wagt, die Handschuhe, die ihm seine Mutter aus Schafwolle gestrickt hat, anzuziehen, wird er natürlich geschnappt und achtmal mit einem leichten Maschinengewehr über einen breiten Graben gejagt, hin und zurück, — bis er in den Graben hineinstolpert, weil er nicht mehr weiter kann mit seinen kurzen Beinen. Er schlägt sich die Nase auf und heult und winselt wie ein geschlagener Hund.

Dann müssen wir einen vollen Vormittag mit Gasmasken exerzieren. Wir müssen sie mit bestimmten Griffen nach Tempo „Eins-zwei-drei-vier!“ auf- und absetzen, dann damit stürmen, schießen und uns eingraben. Wir röheln wie Schwindsichtige, die Luft bleibt uns weg, die Schädel wollen platzen, dick treten die Adern hervor. Die Gläser der Gasmasken beschlagen von innen; wir können uns kaum noch gegenseitig erkennen. Es ist ein furchtbarer Anblick, wenn die Kompanie von Rüsselträgern über das Gelände gehetzt wird, unheimlich und fremd. Mit triefenden Augen, verquollenen Gesichtern, hustend und spuckend stehen wir dann später wieder in Reih und Glied, nachdem wir endlich wieder das Marterwerkzeug eingepackt haben.

Und in den Gedärmen schneidet weiter der grausamste Feind: der Hunger.

Freier Arbeitsschutz für Schwangere

Die Gewerkschaften sind ununterbrochen bemüht, den Sonder-schutz für die werktätigen Frauen auszubauen. Ein eigenes Gebiet stellte hierbei der Schutz der Schwangeren dar, die während ihrer Schwangerschaft unter besonderen Beschwerden zu leiden haben bei Ausübung ihrer Erwerbstätigkeit. Hier läßt sich aber nicht alles Notwendige durch Gesetze und Verordnungen regeln. Ein großer Teil der schützenden und helfenden Tätigkeit muß der Natur der Sache entsprechend, der freien Zusammenarbeit von Arbeitsaufsicht, Betriebsvertretung und der Schwangeren selbst vorbehalten bleiben. Ein solches Verhältnis zu schaffen, scheidet oft an dem Verhalten der Schwangeren selbst, die bei Duldung unmenschlicher Beschwerden ihrer Umwelt ängstlich ihren Zustand verschweigen, weil sie befürchten, daß ihnen daraus Schaden erwachsen könnte.

Einen in dieser Beziehung beachtenswerten Fall enthält der letzte Jahresbericht der Gewerbeaufsicht. Danach legten die Schwangeren einer Fabrik ein geradezu komplottmäßiges Verhalten an den Tag. Sie suchten kurz vor der Niederkunft möglichst schwere Arbeiten zu bekommen, insbesondere solche, bei denen die Bauchmuskeln angestrengt werden. Wo von der Aufsicht oder der Betriebsvertretung solch schwangeren Arbeiterinnen nahegelegt wurde, doch in die Arbeitsunterbrechung (Schonzeit) einzutreten, gaben sie manchmal zur Antwort, daß es noch lange nicht soweit sei und es ja auch ihre eigene Sache wäre, wenn sie mit der Arbeit aufhörten. Weder die Mahnungen der Betriebsleitung und -vertretung, noch der Vertrauensleute der Betriebskrankenkasse vermochten hier eine Änderung im Verhalten der Arbeiterinnen herbeizuführen. Die Folge war, daß bei 90 vH der im Laufe des Jahres entbundenen Arbeiterinnen dieses Betriebes Fehlgeburten stattfanden, darunter zwei während der Arbeit.

Glücklicherweise sind solche Fälle, die auf Not zurückzuführen sind, nur Ausnahmen, die nicht dazu verleiten dürfen, nun weniger für den Schutz dieser Arbeiterinnen zu sorgen. Man kann aber nun auch nicht für den Einzelfall allgemein gültige Anweisungen für den freien Arbeitsschutz der Schwangeren geben. Soweit nämlich allgemein gültige und vorteilhafte Schutzmaßnahmen festzustellen sind, wäre ja ihre beste Regelung die gesetzliche. Allein, es kann auch aus freien Stücken noch viel für den Schutz der Schwangeren getan werden. Es ist nämlich

Nie wieder Krieg!

Millionen sind elend verreckt,
Millionen seelisch verdreckt! —
Vier Jahre floß Blut um Blut,
Der Mensch war vichtisch, statt gut!

Nie wieder Krieg! Ein Schwar, ein Wort!
Nie wieder Brudermord!
Zerbrecht die Waffen, seid gut, seid frei,
Seid gegen Menschenschlächterei!

Hermann Nöll.

In meinem Tornister in der äußersten Ecke liegt Langers Kästchen. Wenn ich ganz allein bin, unbeobachtet, dann hole ich es heraus.

„Lieber Peter“, schrieb er auf einen Zettel, „wenn Du diesen Karton geöffnet hast, bin ich nicht mehr. Es ist nicht Feigheit, daß ich von euch gehe. Ich fühle es, ich muß doch bald sterben. Ich habe hier drei Blutstürze gehabt; aber der Arzt sagt immer nur: „Nasenbluten“. — Ich kann das nicht mehr aushalten. Meine Kraft ist zu Ende. Der Schinder ist ein Unmensch. Auf mich, den Schwächsten unter uns, hat er es am meisten abgesehen. Einen Gott gibt es nicht, der ihn straft. Ich wollte ihn strafen und ihn mit der letzten scharfen Patrone erschießen. Ich wollte euch alle und mich von diesem Scheusal befreien. Aber das nützt mir und euch nichts. Es wird ein anderer kommen und euch weiter quälen, vielleicht wird es nur noch schlimmer. Und ich muß doch sterben, — so oder so. — — —

Vielleicht — wenn ich nicht Soldat geworden wäre, — — — wenn diese Zeit nicht so unmenschlich wäre, — dann hätte ich mich irgendwo erholen können. Aber es ist Krieg, — die Front braucht Menschenmaterial. Da wird man mich doch erschießen, das fühle ich. So gehe ich lieber freiwillig. Denn vielleicht nützt euch mein Tod etwas, — vielleicht wird man oben aufmerksam und behandelt euch in Zukunft wie Menschen und nicht wie Vieh. — —

Lieber Kamerad, dann hätte wenigstens mein Sterben einen Sinn; denn dieses Leben und der Tod, in den man uns jagen will, — das ist alles sinnlos.

Ich will mich opfern, ich weiß genau, was ich tue. — Ich bin ganz ruhig jetzt und blicke noch einmal zurück: Es ist nicht viel, was ich verlasse. Nur meine Mutter tut mir leid . . . wenn ich daran denke . . . oh . . . Peter — — — Aber versprich mir, wenn Du sie wiedersehen solltest, daß Du ihr sagen wirst, daß ich gar nicht anders handeln konnte, wie ich es will. Und wenn sie weint, so sage ihr, daß sie doch wenigstens weiß, wo ich begraben liege. In Frankreich oder Flandern hätte mich niemand wiedergefunden.

Lieber Kamerad, leb wohl. Grüße Karl Kilb noch besonders. Er ist der tapferste Kamerad der Kompanie. Wenn alle so wären wie er, — dann wäre der Krieg längst vergessen. Aber seine Zeit wird kommen, Kamerad. Sie wird dann da sein, wenn wir Armen dieses „Vaterlandes“ endlich unser Recht selbst erkämpft haben. Denn selber erkämpfen müssen die Unterdrückten ihre Freiheit. Unsere Unterdrücker sehen uns nicht als Menschen an, wir sind immer nur Nummern und seelenlose Kreaturen für sie, bis der Tag kommt, an dem wir ihnen zeigen, wer wir sind.

Ich danke euch für alles Gute und sterbe mit dem Wunsche, daß ihr in diesem furchtbaren Krieg nicht gemordet werdet und alle gesund nach Hause zurückkehrt.

Verflucht sei der Krieg!

Vergeßt mich nicht!

Heinrich Langer.“

In dem Karton liegen noch: ein kleiner Handspiegel, eine Nickeluhr — er hat sie mir mal auf dem Marsch gezeigt und gesagt, er habe sie als Zugabe zu seinem Konfirmationsanzug bekommen —, vier Bogen Schreibpapier und ein kleiner Bleistift. Ein Zettel liegt noch bei diesen Sachen, darauf steht: „Diese Sachen sollen meinem Kameraden Peter Riß gehören.“

Das ist das Vermächtnis eines Rekruten Seiner Majestät des Kaisers . . . Es ist nicht viel, was die Söhne des armen Volkes zurücklassen, es ist nicht viel, wofür sie den „Heldentod“ hier oder in zusammengeschossenen Schützengräben sterben . . . „Aber sie ließen doch ihr einmaliges, ihr kostbares Leben“, sagt ihr? O nein, sie haben kein Leben.

sie haben nur eine Nummer, nur ein Soldbuch:

die Nummer wird gestrichen, weiter nichts . . .

(Wird fortgesetzt.)

für die Schwangere sehr bedeutsam, in welcher Körperstellung sie während ihres Ausnahmezustandes ihre Erwerbstätigkeit auszuüben hat. Gerade diesbezüglich aber läßt sich in der freien Zusammenarbeit der oben genannten Faktoren sehr viel tun, da in vielen Betrieben die Möglichkeit besteht, einer Schwangeren je nach Vorteil eine sitzende, stehende, oder vielleicht abwechselnd sitzende und stehende Tätigkeit zu geben. Welche Körperstellung hier die vorteilhafteste ist, muß in erster Linie die Schwangere selbst bestimmen können, kann aber auch, und wenn notwendig, soll auch vom Kassenarzt mitbestimmt und empfohlen werden.

Die letzten Jahresberichte der Gewerbeaufsichtsbeamten enthalten auch hierüber bedeutsame Fingerzeige. Es wurde eine Untersuchung darüber vorgenommen, ob die sitzende Tätigkeit geeigneter für Schwangere sei als die stehende. Die Untersuchung umfaßte 1002 Arbeiterinnen. Das Ergebnis kann eine Beobachtungs- und Arbeitsgrundlage sein für unsere weiblichen Mitglieder und unsere Funktionäre in den Betriebsvertretungen.

Schwangerschaftsbeschwerden (heftiges Erbrechen, Rückenschmerzen heftiger Art, Nierenschädigungen, Verschlimmerung und Auftreten von Krampfadern, geschwollene Füße usw.) hatten von den stehenden Schwangeren 18,8 vH, von den sitzenden Schwangeren 14,6 vH, von den sitzenden und stehenden Schwangeren 12,81 vH, und von den Schwangeren, deren Arbeitsweise nicht bekannt war, 10,95 vH.

Geschwollene Füße und Krampfadern hatten von den stehenden Schwangeren 4,38 vH, von den sitzenden Schwangeren 1,43 vH, von den sitzenden und stehenden Schwangeren 3,32 vH und von den Schwangeren mit unbekannter Arbeitsweise 1,24 vH.

Größere Beschwerden bei der Geburt (vor allem Mißverhältnis zwischen Größe des Kindes und den weichen Beckenteilen, wobei also alle Angaben über Zangengeburt, Dammschnitt usw. berücksichtigt wurden) hatten von den stehenden Schwangeren 1,32 vH, von den sitzenden Schwangeren 5,73 vH, von den sitzenden und stehenden Schwangeren 8,13 vH und von den Schwangeren mit unbekannter Arbeitsweise 2,34 vH.

Der Kaiserschnitt wurde angelegt bei den stehenden Schwangeren 2,16 vH, bei den sitzenden Schwangeren 0,07 vH, bei den sitzenden und stehenden Schwangeren 0,63 vH und bei den Schwangeren mit unbekannter Arbeitsweise 0,6 vH.

Wenn diese Ergebnisse nun auch nicht verallgemeinert werden können, so dürfen sie aber zweifellos eine Grundlage darstellen, von der im einzelnen ausgegangen werden kann für den Einzelfall durch Aussprache und Zusammenarbeit zwischen Schwangeren und Betriebsaufsicht und -vertretung und den zuständigen Ärzten.

L. Zimmer-Bichl.

Dichter und Dichter

Zeugenvernehmung auf dem Amtsgericht. Einem derben vier-schrötigen Mann im Arbeitsanzug legte der Richter nach Feststellung seines Namens die Frage vor: „Ihr Beruf?“ — Antwort: „Dichter.“ — Das löst einen erstaunten Blick des Richters aus, der milde einwirft: „Nun ja, Sie mögen ja wohl mal einige Gedichte zum Hansgebrauch verfaßt haben, aber davon können Sie doch nicht leben. Ich frage nach dem Beruf, wovon Sie leben.“ — Zeuge: „Jawohl, Dichter, davon lebe ich, dafür bin ich angestellt.“ — „Bei wem sind Sie denn dafür angestellt?“ — „Bei der Löwen-Brauerei.“ — „Was dichten Sie denn da?“ — „Fässer.“ — Aufmerkendes Verständnis, das dem Richter das Wort entlockt: „Also ein Kollege von Goethe sind Sie doch nicht?“ — „Nein, Herr Richter. Ein Mann dieses Namens ist nicht auf unserer Brauerei.“

Um die Zukunft des deutschen Volkes

Von H. Schliestedt

Das deutsche Volk ist nur als Industrievolk innerhalb der Grenzen der deutschen Republik lebensfähig, denn aus dem deutschen Boden sind nicht entfernt alle Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen. Die gegenteilige Behauptung ist einfach lächerlich. Natürlich wissen wir alle, daß es in Deutschland noch genügend Brachland gibt, das kultiviert werden kann und muß, und niemand wird sich dagegen wenden. Aber wenn diese Aufgabe auch schon restlos erfüllt wäre, so bliebe dennoch die Einfuhr einer ganz großen Gebrauchsgütermenge notwendig, weil die klimatischen Verhältnisse Deutschlands ungeeignet sind, alle erforderlichen Pflanzen und Bäume anzubauen. Fehlen würden beispielsweise: Baumwolle, Kaffee, Tee, Kakao, Tabak, Mais; dazu alle Südfrüchte, die meisten Ölfrüchte usw. Es wäre sehr einfältig, Kaffee, Tee, Kakao und Südfrüchte als leicht entbehrliche Genussmittel zu bezeichnen, schlimm genug, daß sie für die deutschen Arbeiter schon weitgehend dazu geworden sind. Das und vieles andere muß unter allen Umständen eingeführt werden. Nicht einmal Holz wächst genug in Deutschland, um den Papierbedarf zu stillen.

Diese lebensnotwendige Einfuhr muß an die anderen Länder bezahlt werden, und da die erforderlichen Summen nicht aus der landwirtschaftlichen Arbeit fließen können, müssen sie durch industrielle Tätigkeit aufgebracht werden. Das bedeutet die Verwandlung von Rohstoffen in produktive und konsumtive Gebrauchsgüter. Die erforderlichen Rohstoffe müssen, abgesehen von Kohle, aber ebenfalls zum größten Teil eingeführt und bezahlt werden; also wiederum ein Zwang zu industrieller Tätigkeit. So müssen wir die überwiegende Menge der notwendigen Eisenerze einführen, da wir in Deutschland weder genügend noch die erforderlichen hochwertigen Erze haben. Das war auch vor dem Weltkrieg nicht anders, denn trotz Lothringen und Luxemburg wurden im Jahre 1913 noch über 14 Millionen Tonnen Eisenerze eingeführt. Die Veredelung der eingeführten Rohstoffe, um diese und die übrigen eingeführten Waren zu bezahlen, setzt neben der Industrie auch eine technisch geschulte, hochleistungsfähige Arbeiterschaft voraus. Unter Beachtung dieser Zusammenhänge sieht die Zukunft des deutschen Volkes sehr trübe aus, und bei weiter anhaltender Arbeitslosigkeit sind die Folgen gar nicht auszudenken.

Seit einigen Generationen ist die deutsche Arbeiterschaft zu ihrem hervorragenden technischen Können aufgestiegen; fachliche Fertigkeit und theoretisches Wissen wurden von Generation zu Generation weiterentwickelt. Aber die heute heranwachsende Jugend hat bei allem technischen Verständnis und Gefühl keine Möglichkeit, handwerkliche Fertigkeit zu erwerben. Hunderttausende Jugendlicher haben keine Lehrstelle, keinen Arbeitsplatz, und die paar Glücklichen, die noch eine Lehrstelle erwirkt haben, sind vielfach so wenig und so primitiv beschäftigt, daß von einer Lehre kaum noch gesprochen werden kann. Wenn nun in zehn, zwanzig Jahren auf der jetzt heranwachsenden Jugend und ihrer Arbeit die Lebensmöglichkeit des ganzen Volkes ruhen wird, dann besteht die Gefahr, daß auf der kulturellen Stufenleiter der Völker das deutsche Volk um einige Stufen gesunken ist. Wer sich berufen fühlt und verpflichtet ist, an Deutschlands Zukunft zu denken, kann an der entsetzlichen Not unserer Jugend nicht vorbeigehen.

Die Reichsregierung wäre wohl zuerst verpflichtet, die Jugend und damit die Zukunft des Volkes zu sichern. Aber was da geschieht, ist geradezu jammervoll. Aus diesen Köpfen entspringt weiter nichts, als der Arbeitsdienst, als wenn damit der Jugend und vor allen Dingen dem deutschen Volke gedient wäre. Der Arbeitsdienst ist das Eingeständnis der nicht mehr zu steigernden Unfähigkeit. Wenn die Regierung Brüning auch nicht viel mehr wußte und sich das „mehr“ erst von den Gewerkschaften abringen lassen mußte, so ist das nur ein Beweis dafür, daß keine bürgerliche Regierung die gestellten Aufgaben lösen kann. Der Arbeitsdienst ist keine Lösung, ja er kommt nicht einmal an die Probleme heran; man will es auch gar nicht, sondern verfolgt dabei die Absicht einer bestimmten Beeinflussung der Jugend und bildet sich schließlich noch obendrein ein, wirklich etwa für die Jugend Ersprießliches getan zu haben.

Im Arbeitsdienst wird die Jugend in der Hauptsache mit Erd- und Bauarbeiten beschäftigt; landwirtschaftliche Arbeiten, Trockenlegungen, Dammbauten, Fluß- und Bachregulierungen u. dgl. ist der Aufgabenkreis. Auch diese Arbeiten sind notwendig, aber im Interesse der Jugend und der Zukunft des deutschen Volkes muß die Jugend anders beschäftigt werden. Wenn die Jugend nicht im Sinne technischer, handwerklicher und industrieller fachlicher Ausbildung und Fortentwicklung beschäftigt wird, so vernichtet man ihre Zukunft. Der Arbeitsdienst kann den wirklichen Notwendigkeiten niemals gerecht werden, er ist auch kein Dienst an der Jugend, weil er sie um ihre Zukunft geradezu betrügt. Deshalb ist der Gedanke des Arbeitsdienstes von der Arbeiterschaft von vornherein abgelehnt worden, auch schon deshalb, weil die eigentlichen Befürworter ja nicht an Arbeit, Ausbildung und Lebenssicherung dachten, sondern an Dienen, Drill und Gehorchen, als Ersatz für den verlorenen Kommißdienst.

Wenn die Jugend sich zum Arbeitsdienst meldet, so liegt darin noch keine Rechtfertigung des Arbeitsdienstes, sondern es ist der Ausdruck der schier unerträglichen seelischen und materiellen Not. Da ist jedes Mittel recht, um dem Elend zu entrinnen, wenn es auch nur Schein und nur auf kurze Zeit ist. Am Ende ist die Not noch größer geworden, weil der Seelenzustand der jungen Menschen in keiner Beziehung besser, sondern höchstens noch labiler geworden ist.

Die von der Reichsregierung zur Verfügung gestellten Millionen zur Förderung des Arbeitsdienstes bieten mancherlei Berufenen und Unberufenen die Möglichkeit, Arbeitslager zu errichten und die Jugend in ihrem Sinne

zu beeinflussen. Daß die Arbeiterschaft dabei ruhig zusehen soll, wie ihre eigene Jugend in den Arbeitslagern mit öffentlichen Mitteln im reaktionären Sinne mißleitet werden sollte, war nicht zu verantworten. Deshalb mußten sich besonders die Arbeiterkulturorganisationen einschalten, bei aller grundsätzlichen Ablehnung des Arbeitsdienstes, der die Not der Jugend nicht beseitigen und nicht lindern, die Zukunft des Volkes nicht sichern kann.

Eine „Wirtschaft“, die eine ganze Generation seelisch und wirtschaftlich zugrunde gehen läßt und die Zukunft des ganzen Volkes aufs Spiel setzt, ist zum Untergang bestimmt. Eine Regierung, die keinen anderen „Ausweg“ weiß, als den Arbeitsdienst, hat damit ihre Unfähigkeit zur Führung des Volkes in die Zukunft erklärt, genau wie der Kapitalismus, dessen Geschäfte sie politisch und wirtschaftspolitisch führt. Die Arbeiterschaft allein kann den Weg ins Freie führen, wenn es ihr rechtzeitig gelingt, ihre eigenen Kräfte soweit zu stärken, daß sie in jedem Augenblick und auf jedem Felde unüberwindlich ist.

Dortmund im Wandel der Zeiten

Von Bürgermeister Paul Hirsch

(Fortsetzung von der ersten Seite)

blieb der Rückschlag nicht aus. Im Jahre 1858 setzte eine Geld- und Börsenkrise ein, die bis 1863/64 andauerte. Die Zeit von 1879, dem Jahre der Verstaatlichung der privaten Eisenbahngesellschaften, bis zum Ausbruch des Weltkrieges ist die Blütezeit Dortmunds. Wie sehr der Wohlstand zugenommen hatte, wollte man daran ermessen, daß Dortmund im Jahre 1892 etwa 100 Millionen unter seinen Bürgern zählte. In demselben Maße wie der Wohlstand der Besitzenden gewachsen war, waren sich auch die Arbeiter ihrer Kraft bewußt geworden. Daß die organisierte Arbeiterklasse ein Machtfaktor war, beweist der Bergarbeiterausstand vom Jahre 1899, bei dem im Gebiet des Dortmunder Oberbergamts allein 50 000 Bergarbeiter streikten.

Aber nicht nur der Bürger zeigte Unternehmungsgeist, sondern auch die Stadt. Die Stadtverwaltung entwickelte sich zu einer Unternehmerin größten Stils. 1891 wurde die Anlage des Hafens beschlossen, 1898 ein großes städtisches Elektrizitätswerk errichtet. Das Jahr 1899 brachte die Eröffnung des Dortmund-Ems-Kanals. Planmäßig wurde eine kräftige Eingemeindungspolitik betrieben, deren erste Erfolge sich im Jahre 1905 zeigten.



Westfalenhalle in Dortmund

Der eigentliche Grund für die eisen-schaffende Industrie Dortmunds wurde vor etwa 100 Jahren gelegt, als man in nächster Umgebung der Stadt eisensteinhaltiges Gebirge fand. Die im Jahre 1837 gegründete Hermannshütte in Hörde, die 1857 mit dem Hörder Verein verschmolzen wurde, hatte bisher ihr Roheisen aus England beziehen müssen, war also zunächst nur eisenverarbeitendes Werk. Lange Jahre bildeten Eisenerze den einzigen Rohstoff für die sich nunmehr gleichfalls belebende Dortmunder Eisenhüttenindustrie.

Bis zum Ausbruch des Weltkrieges wurde der Bedarf an Eisen- und Stahlerzeugnissen in Deutschland riesenhaft gesteigert. Die deutsche Produktion übertraf bei weitem die englische. Auch im Kriege selbst hatte die deutsche Eisenindustrie Höchstleistungen in der Versorgung der kämpfenden Heere zu verzeichnen.

Die Bedingungen des Versailler Friedensdiktats, die die deutsche Wirtschaft bis ins Mark erschütterten, mußten natürlich mit besonderer Schärfe auf einer so bedeutenden Industrie- und Handelsstadt wie Dortmund lasten, deren Wirtschaft während des Ruhrkampfes durch die Eingriffe der Franzosen sogar auf Monate hinaus überhaupt lahmgelegt wurde.

Die Leidenszeit Dortmunds war angebrochen. Im März 1920 hatten sich die Spartakisten der Herrschaft bemächtigt. Die Stadt erlebte alle Schrecken des Bürgerkrieges, an eine ruhige Entwicklung war nicht zu denken. Noch weniger natürlich während der 20 Monate dauernden Besetzung des Ruhrgebietes mit ihren Folgen; der ungeheuren Geldentwertung, einer Zeit, in der sich wieder einmal das Wort bewahrheitete, daß der ärmste Sohn des Volkes sein treuester Sohn ist. Die Befreiung des Ruhrgebietes vom fremden Joch war nicht zuletzt das Werk der Arbeiterklasse, deren heldenmütiges Ringen, deren selbstlose Aufopferung ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Deutschen Republik bleibt.

Am 20. Oktober 1924 hatte die Franzosenherrschaft ihr Ende erreicht. Das befreite Dortmund rüstete sich

Vom Vorstand

Telegrammanschrift: Metallvorstand Berlin
Fernsprecher: Dönhoff 6750-6752

Mit Sonntag, dem 21. August, ist der 35. Wochenbeitrag für die Zeit vom 21. bis 28. August 1932 fällig.

Wir wiederholen das dringende Ersuchen des Vorstandes des Holländischen Metallarbeiterverbandes, unsere Mitglieder zu unterrichten, daß in Holland die Arbeitslosigkeit ganz außerordentlich zugenommen hat. Es ist deshalb nicht die geringste Aussicht für ausländische Kollegen, in Holland Arbeit zu bekommen. Die holländische Bruderorganisation, die an ihre eigenen Mitglieder Reiseunterstützung nicht zahlt, kann deshalb künftig an zureisende deutsche Kollegen keine Reiseunterstützung zur Auszahlung bringen. Wir raten unseren Mitgliedern dringend, diese Warnung zu beachten.

Die Anschrift an Delegierte des Verbandstages während der Dauer desselben vom 22. bis 25. August ist: Verbandstag des Metallarbeiter-Verbandes, Dortmund, Westfalenhalle, Fernsprecher 26783.

Zuschriften an den Vorstand gehen auch während des Verbandstages nach Berlin.

Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 148

Der Verbandsvorstand

Verbandsanzeigen

Gesucht wird das Mitglied Gustav Volner, geb. am 28. Mai 1913 in Dortmund. Er ist vor sechs Wochen von Dortmund abgereist nach Mecklenburg, mit dem Reichsbannerabzeichen versehen. Nachricht an Volner, Dortmund, Burgholzstraße 211, erbeten.

Nordhausen und Mettmann: Lokalgeschenk wird nicht mehr ausgezahlt.

zu neuer Arbeit. Die riesige Westfalenhalle, das prachtvolle Stadion mit seinem Schwimm- und Luftbad beweisen, welche Bedeutung Magistrat und Stadtverordnetenversammlung, in der die vor dem Kriege fast rechtlose Sozialdemokratie nunmehr die stärkste Partei war, der Gesundung des Volkes beimißt. Der Flughafen und der Ausbau des Staßenbahnnetzes zeigen Verständnis für die Aufgaben einer modernen Großstadt. Aber auch Kunst und Wissenschaft wurden nicht vernachlässigt. Keine Mittel! wurden gescheut, um das Stadttheater, neben dem Kunst- und Gewerbe-Museum und der Stadtbibliothek eine der bedeutendsten Kulturstätten der Provinz, auf die gebührende Höhe zu bringen. Mit Unterstützung der Gewerkschaftsvertreter im Senat der Kaiser-Wilhelm-Akademie zur Förderung der Wissenschaften gelang es, in hartem Ringen mit Berlin das wissenschaftlich bedeutendste Institut für Arbeitsphysiologie nach Dortmund zu bringen. Neben diesem Bau erhob sich bald auch die Pädagogische Akademie. Wissenschaft, Kunst und Forschung hatten sich in der Arbeiterstadt ihren Platz erobert.

Wohin man auch seinen Blick wendet, überall bietet Dortmund das Bild eines aufstrebenden Gemeinwesens. Aber dieser Aufschwung ist jäh unterbrochen durch die gewaltige Wirtschaftskrise, von der Westfalens größte Stadt am stärksten unter allen deutschen Gemeinden betroffen ist. Weist doch die amtliche Statistik über die öffentliche Fürsorge im ersten Vierteljahr 1932 für Dortmund nicht weniger als 38 133 anerkannte Wohlfahrtserwerbslose auf! Hierzu kommen 6342 Arbeitslose des Arbeitsamtes mit gemeindlicher Zusatzunterstützung und 5590 Sozialrentner. Rechnet man noch die Kriegsbeschädigten und -Hinterbliebenen und die sonstigen Hilfsbedürftigen hinzu, so ergibt sich eine Zahl von rund 60 000 laufend Barunterstützten oder 111,5 auf 1000 Einwohner, ein Satz, der von keiner anderen Großstadt erreicht wird.

An diesen Zahlen darf man nicht achtlos vorbeigehen; sie erklären die ungeheuer schwierige Situation, in der sich die Stadtverwaltung heute befindet. Aber trotz allem wollen wir den Mut nicht sinken lassen, sondern nach dem Vorbilde der Gewerkschaften mitarbeiten an dem Wiederaufbau unserer Wirtschaft und an der Schaffung gesunder politischer Zustände.

Mehr als früher sind die Gemeinden heute auf Gedeih und Verderb mit Reich und Ländern verbunden. Freie Gemeinden im freien Staate! Das ist das Ziel, das uns winkt, ein Ziel, um welches zu kämpfen vornehmste Aufgabe eines jeden Republikaners sein sollte.

Löhne in Mussolinien

Die faschistischen Syndikate, in denen Arbeiter und Arbeitgeber zusammengefaßt sind, bieten den Arbeitern keinen Schutz. Die Tarifverträge, die im Namen der Syndikate abgeschlossen werden, können jederzeit von den Grundbesitzern mit der Begründung aufgehoben werden, daß die wirtschaftliche Lage sich verändert habe. Daher sind die Löhne in den letzten Krisenjahre erheblich zurückgegangen. Im Durchschnitt sind seit 1927 die Löhne der Landarbeiter um 28,5 vH gesunken, in den nördlichen Provinzen, die früher bei guter gewerkschaftlicher Organisation der Landarbeiter die höchsten Löhne hatten, sogar noch wesentlich mehr. So sanken in der Provinz Emilia die Löhne um 38 vH, in den Provinzen Mailand, Cremona und Pavia sogar um 45 und 50 vH. Um die Betriebs-erträge und die Ausbeutung der Arbeitskraft noch zu erhöhen, versuchte man in letzter Zeit dem System der Anteilwirtschaft größere Geltung zu verschaffen. Grundbesitzer überlassen dem Landarbeiter Grund und Boden zur Bearbeitung und vereinbaren als Pacht die Abgabe eines Teiles der Ernte oder auch die Bestellung eines Teiles des überlassenen Landes für den Besitzer. Da nur bei härtester Arbeit der dem Landarbeiter verbleibende Anteil zum Leben ausreichend ist, zwingt dieses System den Arbeiter zu äußerster Ausnutzung seiner Arbeitskraft, zu größter Intensität und zu überlangen Arbeitszeiten, deren Ergebnis dem Bodenbesitzer als arbeitsloses Einkommen zufällt.

Die Metallarbeiter-Zeitung

gründlich lesen, dann weitergeben
an Unorganisierte und Gleichgültige.

Werb! mit eurer Zeitung für eure Sache!

